

Nr. 49. Bromberg, den 12. Juni 1924.

Du sollst nicht richten.

Roman von Erich Friesen.

(1. Fortsetzung.) —— Nachdruck verboten.)

Immer wieder kehrte sein forschender Blick zurück zu dem bleichen Gesicht, dessen sonstige klassische Ruhe heute einer gewissen Nervosität gewichen war. Wiederholt schon hatte es verräterisch um die stolzen Lippen gezuckt. Und einmal sogar hatte der dunkle Frauenkopf sich abgewandt, als wollte er aufsteigende Tränen verbergen.

Mit Ungeduld erwartete Kurt Alsen das Ende des Abendessens.

Endlich war abgeräumt. Die Kinder waren zu Bett gebracht.

Mit einem großen Korb zerrissener Wäsche, die des Flickens harrte, setzte Salomea sich in die Nähe der Gasflamme. Schweigend fädelte sie die Nadel ein; schweigend begann sie ihre geisttötende Arbeit.

Da nahm Kurt Alsen den herabgebeugten Kopf seines Weibes sanft zwischen seine beiden Hände, hob das erregte Gesicht zu sich empor und blickte tief, forschend in die großen, heute etwas verschleierten Augen.

„Salomea!"

„Ja, lieber Kurt?"

„Hast du mir nichts zu sagen?"

Sie senkte die Lider.

„Ich sehe es dir ja an! Dich quält etwas."

Noch immer schwieg sie.

Dann — einem plötzlichen Impulse folgend — schlang sie leise aufschluchzend die Arme um den Hals ihres Mannes und barg den Kopf an seiner Brust.

Kurt Alsen wurde unruhig. Diese auffallende Erregung bei einem so willensstarken Weibe, diese ihr sonst fremde Hingebung und Weichheit — was hatte das alles zu bedeuten?

Sanft, wie einem kranken Kinde, streichelte er das dunkle Haar.

Dann nahm er die beiden schöngeformten Hände, denen die tägliche harte Arbeit nichts anhaben konnte, zwischen die seinen und sagte ernst, liebevoll:

„Salomea — du verbirgst mir etwas!"

Noch kurze Zeit schwankte sie. Wiederholt fuhr sie mit dem Taschentuch über die tränenfeuchten Augen.

Und plötzlich:

„Ja, Kurt — du hast recht. Ich habe heute etwas getan, was ich vielleicht nicht hätte tun sollen — um unserer Kinder willen nicht hätte tun sollen!"

Das schmale, durchgeistigte Gesicht des jungen Künstlers, das jede Seelenregung, jeden Wechsel der Stimmung getreulich widerspiegelte, verfärbte sich.

„Salomea — du erschreckst mich!"

Ein bitteres Lächeln zuckte um ihre Lippen.

„Ja, Liebster. Ich habe eine für unsere Verhältnisse namhafte Summe — mehrere hundert Mark monatlich — zurückgewiesen."

„Salomea! Wie —"

„Hör zu!"

Und in knappen Worten, hie und da zögernd, um dann um so lebhafter, leidenschaftlicher fortzufahren, erzählte sie dem verwundert aufhorchenden Gatten, wie sie schon seit langem darüber nachgedacht, ob ihre dürftige Lage nicht etwas aufzubessern wäre. Wie sie vor einiger Zeit in der „Vossischen Zeitung" unter einer Chiffre ein Inserat gelesen, wonach eine gebildete Dame für ein paar Stunden am Tage als Vorleserin und Sekretärin eines alten, vornehmen Herrn gesucht wurde; wie sie sich daraufhin gemeldet habe; wie man, immer noch unter derselben Chiffre, die Bedingungen mitgeteilt; wie sie diese Zeilen, glücklich in der Aussicht, etwas Geld zu verdienen, sofort beantwortet und sich mit den Bedingungen einverstanden erklärt habe; wie daraufhin ein ausführliches Schreiben mit voller Namensunterschrift eingelaufen sei; wie dieser Name sie dazu bestimmt hatte, die für sie so verlockende Beschäftigung zurückzuweisen, und wie sie heute gegangen war, um diese Absage persönlich zu überbringen — —

Mit immer steigendem Befremden hörte Kurt zu. Die ganze Handlungsweise sah seiner praktischen, stets vernünftig denkenden Frau so unähnlich!

Jetzt, da sie geendet und mit erwartungsvollen Augen, in denen es noch feucht schimmerte, wie von verhaltenen Tränen, zu ihm aufblickte — jetzt schüttelte er mißbilligend den Kopf.

„Liebe Salomea, ich begreife dich nicht. Wenn du durchaus Geld verdienen wolltest, warum wiesest du dieses augenscheinlich günstige Anerbieten zurück?"

Salomea hatte die Hand mit dem zerrissenen Hemdchen ihres Erstgeborenen, an dem sie während ihrer Erzählung eifrig herumstichelte, in den Schoß sinken lassen. Jetzt blickte sie ihrem Mann voll ins Gesicht. Fest, klar, wenn auch seltsam hart klang ihre Stimme, als sie langsam, mit großem Nachdruck, sagte:

„Weil ich jenen Leuten nicht als Angestellte, gewissermaßen als Dienerin, nahen kann."

„Aber weshalb nicht? Weshalb nicht? Arbeiten ist keine Schande!" wehrte Kurt ab. „Ich selber entwerfe oft Musterzeichnungen für Tapeten, wenn ich keinen Porträt-Auftrag erhalte. Oder ich streiche Zimmerdecken an, damit wir was zu essen haben. Dabei bleibe ich doch der Künstler, dem die Musen lächelten . . . Und wenn du schon aus irgend einer Laune die dir gebotene günstige Gelegenheit nicht beim Schopfe fassen wolltest — warum mußtest du die Absage persönlich überbringen? Warum schriebst du nicht ein paar Zeilen?"

„Ich mußte hin, Kurt. Es ließ mir keine Ruhe."

„Aber warum? Warum?"

Wieder schwieg Salomea eine Zeitlang. Ihr war, als ob ihr eine unsichtbare Faust wie mit würgendem Griff die Kehle zudrückte. Ein heftiger Kampf spiegelte sich in ihren erregten Zügen.

Plötzlich raffte sie sich mit einem Ruck auf.

„Kurt!" preßte sie hastig heraus, „du hast mich noch nie nach meiner Verwandtschaft gefragt —"

„Wozu?" wehrte er mit halbem Lächeln ab. „Ich sah dich als junge Verkäuferin redlich dein kärgliches Brot verdienen. Ich lernte dich schätzen, lieben. Du wurdest mein Weib. Wozu sollte ich über deine Familie nachdenken? Deine Herkunft war mir gleichgültig. Hast du nach meiner Verwandtschaft gefragt, als du mich heiratetest? Wir haben beide keine Eltern mehr, gehören einander also um so fester!"

Voll unendlicher Liebe richtete Salomea ihre tiefen, unergründlichen Augen auf den Gatten. Ach, wie bleich er aussah! Wie abgearbeitet! Auch ihm hätte der Verdienst gut getan, den sie in vielleicht falsch angebrachtem Stolz zurückgewiesen hatte!

Aber nein! Sie konnte ja nicht!! Durfte nicht!!

„Soll ich dir etwas von meiner Familie erzählen, mein Kurt?" fragte sie mit ungewohnter Weichheit, indem ihre schlanken Finger in spielender Zärtlichkeit durch sein volles Lockenhaar fuhren. „Komm mit mir ans Fenster, Liebster!

Sieh, angesichts des strahlenden Himmels will ich dir von meiner armen Mutter erzählen! Von ihrem traurigen Ende, von meiner elenden Kindheit."

Sie beschattete einige Sekunden lang die Augen mit der Hand. Dann stand sie auf, öffnete das Fenster und rückte zwei Stühle zurecht.

Kurt folgte ihr mit lebhafter Spannung. Ihm fiel auf einmal auf, daß etwas ganz besonderes, etwas geheimnisvolles Salomea stets umschwebt hatte, daß sie nie gewesen war wie andere Frauen, selbst nicht als junges Mädchen, da er sie kennen gelernt. Und dieses Besondere, Aparte, hatte seine Künstlernatur unbewußt entflammt und zu ihr hingezogen.

„Nun?" fragte er in verhaltener Erregung, als Salomea sich am Fenster niedergelassen hatte und weltvergessen hinaufstarrte zum dunklen Firmament, an dem ein Sternlein nach dem anderen aufblinkte.

„Mein Vater war schon ein alter Mann, als er meine Mutter heiratete," begann Salomea mit leise bebender Stimme. „Sie war eine Waise aus einfacher Familie und um beinahe vierzig Jahre jünger als er. Aus seiner ersten Ehe hatte mein Vater zwei erwachsene Söhne, die selbstverständlich mit der späten zweiten Heirat ihres Vaters nicht einverstanden waren. Nach vielen unerquicklichen Kämpfen und Streitigkeiten kam es zum offenen Bruch zwischen meinem Vater und seinen Söhnen. Während ihrer kurzen, kaum sechsjährigen Ehe war meine Mutter sehr glücklich. Der Vater trug sie von Anfang an auf den Händen, und dieses Glück steigerte sich noch, als ich geboren wurde. Ich entsinne mich meines Vaters noch ganz genau. Wie oft saß ich auf seinen Knien und zauste an seinem langen weißen Bart herum! Und die Mutter stand daneben und lachte glückselig; nur, daß dies frohe Lachen oft durch Hustenanfälle unterbrochen wurde."

Solomea machte eine kleine Pause und strich sich mit der Hand über die Augen. Die Erinnerung griff sie mächtig an.

Kurt wagte nicht, ihren Schmerz zu stören. Schweigend wartete er, bis sie nach einer Weile etwas lebhafter, erregter weiter erzählte:

„Die ersten Jahre ihrer Ehe verlebten meine Eltern hier in Berlin. Die häufigen Nordwinde, das beständig wechselnde Klima schadeten jedoch der zarten Gesundheit meiner Mutter. Die Ärzte rieten ihr einen längeren Aufenthalt auf Madeira an. Sofort ließ mein Vater die Koffer packen. Er war reich; was machte es ihm aus, ob er mit Frau und Kind in Berlin lebte oder sonstwo!

„Zwei überaus glückliche Jahre verbrachten die Eltern auf dem zaubervollen Eiland. Die Gesundheit meiner Mutter besserte sich zusehends unter der Einwirkung der milden Luft. Die zarte Fürsorge, mit der mein Vater die Leidende umgab, tat ebenfalls das ihrige — —

„Da geschah eines Tages das Schreckliche, Grauenhafte. Mein Vater erlitt während eines Spazierganges am Meeresufer einen Schlaganfall und wurde der Mutter gelähmt und fast gänzlich der Sprache beraubt ins Haus gebracht — —

„Dies alles weiß ich zum größten Teil aus den Erzählungen meiner Mutter —" fuhr Solomea traurig fort. „Ich selbst entsinne mich nur dunkel einiger Episoden. Aber von nun an beginnt meine und meiner Mutter Leidenszeit — und die hat sich wie mit glühendem Eisen in mein Herz eingeprägt — —

„Die Ärzte sahen keine Rettung für das Leben meines Vaters. Und er selbst fühlte wohl sein Ende nahen; denn mit seiner schweren, lallenden Zunge verlangte er dringend nach seinen beiden Söhnen, mit denen er seit Jahren auf bitterstem Kriegsfuß stand. Meine arme Mutter in ihrer großen Liebe zu dem Sterbenden willfahrte sofort dem Wunsche. Sie telegraphierte nach Berlin an den älteren Bruder, dessen Adresse sie wußte, und nach wenigen Tagen trafen beide Brüder auf Madeira am Sterbelager des Vaters ein — —

„Ich sehe die beiden noch vor mir, die hohe, imponierende Gestalt des älteren, mit seinen treuherzigen freundlichen Augen und dem langen, blonden Vollbart und die kleinere, eckige des jüngeren, mit dem hageren Gesicht und dem stechenden, falschen Blick. Mein älterer Halbbruder war sehr liebenswürdig und ritterlich gegen meine arme Mutter. Der andere aber behandelte sie rücksichtslos, fast brutal, und ich weiß noch, wie ich kleines Kind von kaum fünf Jahren damals vor dem haßerfüllten Blick zurückschreckte, der mich bei der ersten Begegnung traf. — —

„Am ersten Tage nach der Ankunft seiner Söhne bedeutete mein Vater, wir möchten uns um sein Krankenlager versammeln. Mit Anstrengung hob er seine halbgelähmte Hand und legte sie auf meinen Kopf, mich mit brechenden Augen anstarrend — lange — lange. — — Es war, als ob er noch etwas sagen wollte. Seine Augen irrten unruhig von dem totenbleichen Antlitz meiner Mutter zu den undurchdringlichen Gesichtern seiner beiden Söhne. Krampfhaft bewegte er die Lippen — kein Ton drang mehr hervor. . . . Ein tiefes Röcheln — mein Vater hatte aufgehört zu atmen — —

„Was danach stattfand, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur noch, daß meine Mutter mit leisem Stöhnen zusammensank und daß mein ältester Stiefbruder sie in seinen Armen auffing. Mich schaffte man sofort aus dem Sterbezimmer. —

„Am folgenden Tage schon wurde die Leiche meines Vaters auf ein Schiff gebracht und nach Berlin überführt — unter Begleitung seiner beiden Söhne. Meine Mutter wußte von all dem nichts. Durch die Angst und Sorge, auch wohl durch die aufreibende Pflege während der letzten acht Tage und Nächte wurde ihr überzarter Körper wieder aufs Krankenlager geworfen, wo sie lange Zeit mit dem Tode rang. Als die momentane Lebensgefahr vorüber war, blieb doch ein schrecklicher Husten zurück, der ihre ohnehin schwache Lunge mächtig angriff. Ein schweres Brustleiden entwickelte sich, dem sie später zum Opfer fallen sollte. An Rückkehr meiner Mutter nach dem Norden war nicht zu denken. Die Gelder, die man damals noch im Portefeuille meines toten Vaters aufgefunden, waren aufgezehrt. Was anfangen —

„In ihrer Angst und Hilflosigkeit schrieb sie an meine Stiefbrüder. Zuerst erfolgte gar keine Antwort. Nach einigen Wochen aber tauchte plötzlich der jüngere Bruder bei uns auf. Mit häßlichem Lachen erklärte er, er habe mit uns nichts mehr zu tun. Dabei präsentierte er meiner Mutter einen großen Pergamentbogen — wie er sagte: das Testament meines Vaters, wonach er sein ganzes Vermögen seinen beiden Söhnen aus erster Ehe vermachte. Seiner zweiten Gattin, sowie seines Töchterchens war mit keinem Worte erwähnt — —

„Meine Mutter war starr vor Entsetzen. Wovon sollte sie, die arme Kranke, mit ihrem Kinde leben? — — Da bot mein Stiefbruder mit prahlerischer Großmut meiner Mutter eine einmalige Unterstützung von zehntausend Mark an, wenn sie schriftlich ihr Wort verpfände, sich nie wieder der Familie ihres verstorbenen Mannes zu nähern. . . . Die Arme! In ihrer Not gab sie dies Wort. Wir erhielten zehntausend Mark Abfindungsgeld, und mein Stiefbruder reiste ab.

„Über die nächsten Jahre laß mich schweigen!" fuhr Salomea mit Tränen in den Augen fort. „Meine Mutter siechte unter qualvollen Leiden dahin. Die zehntausend Mark waren bald aufgezehrt. Wir litten Not und Hunger. Nie sprach meine Mutter im Tone des Vorwurfs von meinem verstorbenen Vater — nur in innigster Liebe und Verehrung. Und doch weiß ich, daß seine bittere Ungerechtigkeit mit an ihrem Körper zehrte — —

„Als ich zwölf Jahre war, starb meine Mutter. Ich blieb allein, hilflos, verlassen auf Madeira zurück. Eine deutsche Dame, die ihrer Gesundheit wegen einige Zeit auf Madeira weilte, nahm mich aus Mitleid zu sich als Spielgefährtin ihrer gleichaltrigen Tochter, und erlaubte mir auch später, sie nach Berlin zu begleiten, wo ich mit dieser Tochter zusammen ein paar Jahre lang guten Unterricht genoß. Mit kaum siebzehn Jahren aber heiratete das junge Mädchen und zog nach München. Und als ihre Mutter bald darnach starb, war ich wieder auf mich selbst angewiesen. Ich half mir durch, so gut es eben ging, unter Hunger und Entbehrungen jeder Art, bis ich eine Stelle als Verkäuferin in einem Wäschegeschäft erhielt. Meine Verwandten um Unterstützung zu bitten, dazu war ich zu stolz. Auch hatte meine Mutter ja ihr Wort verpfändet, sich ihnen nie wieder zu nähern. Dieses Wort war mir heilig. Ich wäre lieber gestorben, als daß ich es gebrochen hätte. Auch hegte ich stets eine unüberwindliche Abneigung gegen meine Halbbrüder, besonders gegen den jüngeren."

Salomea hatte die Hände im Schoß gefaltet. Ein bitterer Ausdruck, der sie um Jahre gealtert erscheinen ließ, lagerte auf ihren Zügen.

„Armes, armes Weib!" murmelte Kurt tief ergriffen. „Was mußt du gelitten haben!"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich will nicht davon sprechen, was ich gelitten habe. Aber meine Mutter, meine arme, kranke Mutter! Sie ist zugrunde gegangen an der Ungerechtigkeit meines Vaters. Oder an —"

Sie stockte. Tiefe Blässe überzog ihre Wangen.

„Oder an —" wiederholte Kurt fragend.

„Oder an — einem Verbrechen — einem himmelschreienden Verbrechen!"

„Wie? . . . Ich verstehe dich nicht, Salomea!" rief Kurt betroffen. „An einem — Verbrechen?"

Das Kinderhemdchen, an welchem Salomea zuerst genäht und welches sie dann in der Erregung beiseite geschoben hatte, war von ihrem Schoß herabgeglitten. Unbemerkt lag es unten auf dem ausgefransten Teppich.

„Ich sagte dir schon, Kurt, mein Vater liebte meine schöne, sanfte Mutter über alles. Er liebte auch mich. Wie

konnte er ein Testament machen, das uns beide in vollkommenster Armut zurückließ?"

„Ja, es ist merkwürdig, sehr merkwürdig," gab der junge Maler kopfschüttelnd zu. „Wenn deine Mutter das Testament nicht mit eigenen Augen gesehen hätte —"

Bitter lachte Salomea auf.

„Ja, sie hat ein Testament gesehen ... oder glaubte wenigstens, es gesehen zu haben — die arme, kranke, unerfahrene Mutter!"

„Salomea!" Kurt sprang erregt empor. „Was redest du da! Der Gedanke ist Wahnsinn, Verbrechen!"

„Vielleicht" erwiderte Salomea leidenschaftlich. „Aber er ist einmal da und läßt sich nicht mehr bannen. Er verfolgt mich Tag und Nacht. Ich möchte ihnen gegenüberstehen, diesen zwei Männern — Aug' in Auge — und sie fragen: „Was habt ihr mit dem Testament meines Vaters gemacht?" Ich bin nicht schwach und krank, wie meine arme Mutter es war. Mir würden sie nicht frei ins Auge blicken können mit einer Lüge auf der Zunge, mit einem Verbrechen auf dem Gewissen!"

Salomea hatte sich erhoben. Stolz, in ihrer ganzen Jugendkraft und Energie stand sie da, voll beleuchtet von den matten Strahlen des Mondes, der soeben hinter einer Wolke hervorgetreten war.

Ja, auch Kurt Alsen gab zu, daß dieser Frau gegenüber ein Leugnen vergebens sein würde. Und doch glaubte er nicht einen Augenblick an das Verbrechen einer Testamentsunterschiebung.

„Du bist nervös erregt, Salomea!" tröstete er liebreich. „Komm, beruhige dich! Laß uns von etwas anderem reden!"

Doch Salomea hörte kaum diese leisen beschwichtigenden Worte. Tränenschwer blickten ihre dunklen Augen über die Dächer hinaus ins Weite. — —

Dachte sie an ihren alten Vater? ... An die arme, unter schweren Leiden dem Grabe entgegengewelkte Mutter? ... An die wenigen glücklichen Kinderjahre, die sie mit beiden zusammen verlebt? Oder an die grausamen Halbbrüder, die sie, das unschuldige kleine Mädchen, samt der Mutter in Elend, Not und Entbehrung gestoßen hatten? ....

„Ein einziges Mal wollte ich die glänzende Villa in der Tiergartenstraße betreten —" murmelte sie in leidenschaftlicher Erregung vor sich hin — „ein einziges Mal die junge Baronesse sehen, von deren Liebreiz und Herzensgüte ich schon so viel gehört hatte! Ein einziges Mal nur!"

Auf Kurt schien sich die fieberhafte Erregung, die das Empfinden seines Weibes durchbebte, übertragen zu haben. Auch er begann, unruhig im Zimmer auf und ab zu laufen.

„Ich begreife noch immer nicht —" meinte er kopfschüttelnd, „du wußtest, daß deine Halbbrüder hier wohnen und hast mir nie etwas davon gesagt."

„Wozu? Meine Familie war tot für mich. Bis —"

„Bis —?"

„Bis ich jene Annonce in der Zeitung las und im Laufe unserer Korrespondenz den Namen erfuhr."

Mit einem plötzlichen Ruck blieb Kurt vor seiner Frau stehen.

„Salomea! Soll das heißen, daß du — daß du — —"

Tiefe Blässe überzog die ohnehin farblosen Wangen der jungen Frau.

„— daß ich heute im Hause meines Halbbruders war — ja!" vollendete sie mit seltsam harter, kalter Stimme. „Der bekannte Baron Herbert Hasselrode, der Inhaber eines unserer ersten Bankhäuser, ist mein Halbbruder. Die gefeierte, reiche Baronesse Irmgard, die die Annonce für ihren Vater erlassen hatte, ist meine Nichte. Begreifst du nun, weshalb ich jene Stellung nicht annehmen konnte — und wenn man mir noch mehr versprochen hätte?"

Auch Kurt war sehr bleich geworden. War es denn möglich? Das weltbekannte große Bankhaus Hasselrode hatte Salomeas Vater gehört und war jetzt Eigentum ihrer Brüder? Während sie selbst darbte und sich quälte und mit ihren Kindern verkümmerte im brutalen Lebenskampf?

Salomea, die seine Gedanken ahnte, nickte traurig mit dem Kopf.

„Ja, Kurt. Es ist so. Ich gestehe es offen: Einige Augenblicke schwankte ich, ob ich die mir angebotene Stelle als Sekretärin des alten Barons von Hasselrode nicht doch annehmen sollte, um frei in seinem Hause aus und ein zu gehen und somit vielleicht eher hinter die Wahrheit betreffs des Testamentes meines Vaters zu kommen.... Aber auch nur einige Augenblicke. Dann warf ich diesen unwürdigen Gedanken von mir. Ich — ich sollte eintreten in das Haus meiner Verwandten unter falscher Flagge? Gewissermaßen als — Spionin?... Nein. Entweder mit offenem Visier kämpfen oder — gar nicht! Tat ich recht, Liebster?"

Kurt und Salomea Alsen waren, wie stets, auch heute eins in ihren Gedanken und Empfindungen.

In stummem Einverständnis drückte Kurt seinem Weibe die Hand. Dieser Stolz war es ja gewesen, den er so sehr an ihr liebte und bewunderte! Der ein Echo in ihm erweckte. Denn auch er war stolz, obgleich er nur ein armer Maler war, der oft nicht wußte, womit er am nächsten Tage seine Familie satt machen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Haus spricht.*)

Du hast mich aufgebaut. Tritt in mein Tor!
Dir schweben ernste, stille Jahre vor,
die du einschließen willst in meine Mauern.
Die Jahre werden fliehn. Ich werde dauern.

Ich werde deine Seele, die nun hier
in Gang und Zimmern wohnen wird in mir,
die von der Straße mich umfassen wird,
mich dunkel werden sehn im abendlichen Garten,
in jeder Dämmerung mit Licht erwarten,
Wie einen Gast, der in der Fremde irrt.

Indes du lebst, werd' ich dich altern sehn;
wenn Traum um Traum in mir zu Boden gleitet,
die leuchtend noch vor deinem Auge stehn;
und Sehnsucht, die dich bis zuletzt begleitet,
stiller von Jahr zu Jahr durch mich hinschreitet.

Du wirst von mancher Reise wiederkehren,
und immer größer, leerer werd' ich sein.
Auf Wand und Büchern wird der Widerschein
von deiner Lampe jeden Abend währen.
Doch immer fremder taucht dein Kopf hinein.

Und eines Abends spät gehst du zur Tür.
Du horchst. Vergessene Stimmen rufen dir.
Du drehst das Schloß. Du stehst in Nacht und Wind,
der durch das Herbstlaub deines Gartens rinnt,
und atmest tief auf, weil in kurzer Frist
du wieder unbehaust, frei, Seele bist —

Ich bin zu deinem Einzug heut geschmückt.
Du kennst dich nicht. Tritt ein und sei beglückt!

*) Anm. Der Verlag Walter Hädecke, Stuttgart, bringt zum 50. Geburtstag des Dichters Wilhelm v. Scholz (15. Juli 1924) dessen Gesammelte Werke in fünf Bänden neu heraus. Mit Genehmigung des Verlages bringen wir das vorliegende Gedicht zum Abdruck, das die große lyrische Kunst des Dichters veranschaulichen mag.

Ueber Schönheit, Mode und anderes.

(Gespräche mit Bübchen.)

Von Rudolf Presber.

„Papa, bist du eigentlich schön?"

„Nein, Bübchen, ich bin nicht schön."

„Warum bist du denn nicht schön? Weil du keine solche geschwungenen Beine hast, wie Onkel Hugo?"

„Nein, nein, Bübchen. Von den Beinen vom Onkel Hugo darfst du nie sprechen, nie! Hörst du? Der kann nichts dafür, daß er solche geschwungenen Beine hat."

„Kannst du was für deine Beine, Papa?"

„Nein, ich kann auch nichts für meine Beine. Der liebe Gott läßt eben den Menschen die Beine wachsen, wie sie ihm gefallen."

„Ach so, da haben also dem lieben Gott dem Onkel Hugo seine Beine gefallen?"

„Ja — das heißt — so — aber . . ."

„Aber das darf ich ihm dann doch sagen, dem Onkel Hugo? Das freut ihn doch sicher, daß dem lieben Gott seine Beine gefallen."

„Bübchen, man spricht überhaupt nicht mit einem anderen über seine Beine."

„Sind denn die Beine unanständig . . .? — Ach, jetzt weiß ich auch, warum Mama und Tante Ida sie immer verstecken!"

„Nein, Bübchen. Unanständig sind Beine ganz und gar nicht. Und daß Mama und Tante Ida — und überhaupt alle Frauen — Röcke tragen, das ist — das tun sie — das macht eben die Mode."

„Wer ist denn die Mode? Wie heißt sie denn mit Vornamen?"

„Die Mode ist gar keine Person, Bübchen. Die Mode ist . . . Also, verstehst du, wenn viele Menschen, die Geschmack haben, — das ist Freude an etwas Hübschem — wenn die übereinkommen, jetzt werden wir so einen Hut tragen, oder so ein Beinkleid — dann nennt man das Mode."

„Das Beinkleid nennt man so? Ich dachte, das heißt Hose?"

„Nein, nicht das Beinkleid — oder doch das nicht allein. Alles, was man anziehen kann, alles — zum Beispiel . . ."

„Ich weiß schon, Papa — Windelhöschen und Nabelbindchen, wie sie unser Peterchen . . ."

„Nun, auf Windelhöschen erstreckt sich die Mode nicht gerade. Aber paß' mal auf, Bübchen — du hast doch sicher Mamas neues Kleid gesehen ‚nicht wahr? Nun, das ist doch ein wenig anders, als das alte."

„Welches alte? Meinst du das gelbe Sommerkleid? Das ist doch überhaupt nicht mehr. Da bekommt Evchen doch Spielhöschen davon."

„So? Nein — anders, meinte ich, als alle anderen Kleider, die sie hat. Der Rock ist doch wieder etwas länger geworden . . ."

„Wer macht denn den länger?"

„Natürlich die Schneiderin."

„Ach so, das ist das Fräulein, das immer Stecknadeln im Mund hat und um die Mutti herumkniet — die macht die Röcke länger? Und woher sind sie denn vorher kürzer geworden und warum denn?"

„Das war eben die Mode, Bübchen."

„Ach, jetzt weiß ich, — die Mode macht alles kürzer, und das Fräulein Eisenhut macht alles wieder länger."

„Nein, das Fräulein Eisenhut tut nur, was die Mode vorschreibt. Das müssen wir alle tun, auch wenn wir es nicht gern tun."

„Ach? Und die Mode schreibt vor, daß das Fräulein Eisenhut Stecknadeln in den Mund nimmt, wenn sie um die Mutti herumkniet? Warum nimmst du denn keine Stecknadeln in den Mund, Papa?"

„O Gott, o Gott! Die Stecknadeln, Bübchen, dienen doch nur dazu, etwas festzustecken."

„So? Die Mutti sagt aber, nur unordentliche Menschen stecken alles mit Nadeln!"

„Da hat die gute Mutti, wie immer, recht. Aber sie meint das fertige Kleid . . ."

„Warum sagt sie denn „alles", wenn sie bloß das fertige Kleid meint? Und warum steckt denn Fräulein Eisenhut das Kleid nun wieder länger, wo du doch gesagt hast —"

„Was hab' ich gesagt?"

„Du hast gesagt, die Menschen, die Freude an was Hübschem haben und die einen Geschmack haben —"

„Das ist dasselbe."

„Na, die dasselbe haben, die kommen überein: jetzt werden wir so ein Kleid tragen."

„Nun ja, so ist es doch."

„So? Aber sie sind früher anders übereingekommen. Haben sie denn da noch keine Freude an was Hübschem gehabt?"

„Doch, gewiß. Aber siehst du, wenn man etwas schon längere Zeit gehabt hat, und es wird älter und unansehnlicher, dann scheint es einem nicht mehr so hübsch —"

„Ach, ich weiß. Dann wirft mans weg, wie der Betrunkene neulich auf der Straße seinen Hut."

„Wegwerfen? Aber nein, das tut man nicht. Oder doch nur, wenn einer sich betrunken hat, tut er das. Und wir betrinken uns doch nicht."

„Nein. Aber was machen wir denn mit den Sachen, die wo nicht mehr so hübsch scheinen und die älter und unansehnlicher geworden sind?"

„Nun, die hängen wir in den Schrank oder wir verschenken sie."

„Ist der Onkel Hugo auch bei den Leuten, Papa, die einen Geschmack haben, und die —"

„Aber natürlich. Onkel Hugo hat sogar viel Geschmack. Er ist — aber das verstehst du erst später — er ist ein Ästhet."

„Warum verschenkt der Onkel Hugo dann die Tante Ida nicht?"

„Was redest du da für dummes Zeug, Junge!?!"

„Aber die Tante Ida ist doch älter und unansehnlicher."

„Was sind das für Albernheiten!"

„Und gefallen tut sie dem Onkel Hugo doch auch nicht mehr. Das hat er neulich selber zu Mutti gesagt."

„Junge, sprich doch nicht so'n Unsinn!"

„Aber das weiß ich, Papa, wenn dir mal die Mutti nicht mehr so hübsch scheint, dann kannst du sie ruhig dem Onkel Hugo schenken. Die gefällt ihm!"

„Sooo! Hat er ihr das etwa auch gesagt?"

„Nein. Aber wenn er sie ansieht, weißt du, dann macht er immer so ein Gesicht — genau wie du, Papa, wenn's dicke Erbsensuppe gibt, die wo du so arg gern ißt!"

Die Rache des Heimatlosen.

Der Mord am Hochzeitstag.

Vor den Assisen der Dordogne hat sich unlängst ein Stück russischer Geschichte abgespielt — Politik und Leidenschaft, unlösbar vermengt. Ein junger Wrangeloffizier, Sohn eines Generals, Alexander Radwosky, erschoß am Morgen des Hochzeitstages seinen Freund, den Herzog von Morutzkow, als eben dessen kirchliche Trauung mit der Tochter eines angesehenen Kaufmannes von Bordeaux, der achtzehnjährigen Adele Fargeix, stattfinden sollte. Die näheren Umstände der Mordtat, die erst durch eine lange Untersuchung bekannt wurden, sind folgende:

Der Mörder wie sein Opfer gehören alten russischen Adelsfamilien an, einem Geschlecht von hohen Offizieren und Magistratspersonen. Nach der ersten russischen Revolution floh der junge Leutnant Radwosky mit seiner ganzen Familie erst nach Schweden, dann als der Friede geschlossen war, nach Italien, wo sich sein Vater und seine Schwester Annuschka definitiv niederließen. Er selber folgte den Werbungen des Generals Wrangel und focht am Donetz gegen seine Todfeinde, die Bolschewisten. Nachdem der letzte Traum zerronnen und die französische Hilfe versagte, schiffte er sich mit seinem Kriegsherrn nach Marseille ein, wo die definitive Auflösung des Heeres erfolgte. Er wurde nunmehr Schiffsknecht, Lastenträger, Hafenkuli. Schließlich rief ihn ein Brief seines Vaters nach Italien, wo er seinen früheren Waffenkameraden, den Fliegerhauptmann Morutzkow wieder traf. Der war seinerzeit in die Armee Kerenski übergetreten, hatte die Brussilowattacken mitgemacht, mußte aber dann vor den roten Armeen fliehen. Der Zufall wollte es, daß er in Turin die Familie Rodwosky traf; gemeinsames Exil kettete sie aneinander, und schließlich gesellten sich dazu sentimentale Bande: Morutzkow „verheiratete" sich mit Annuschka und siedelte bald darauf nach Bordeaux über, wo ihm eine vornehme Stellung in Aussicht gestellt war.

Hier beginnt nun der Konflikt. Im Hause seines Wohltäters lernt der junge, elegante Russe eine junge, reiche Dame kennen, die sich über Kopf und Hals in ihn verliebt. Morutzkow ist seiner Ansicht nach „frei", und auch das Kind, das ihm seine Frau mittlerweile geboren, kann nicht als Hindernis gelten: Die Ehe ist nicht „kirchlich geschlossen" gewesen, und das beruhigt die streng katholische und konservative Kaufmannsfamilie in Bordeaux. Es findet sich sogar ein Hausabbé, der ein längeres Verbleiben des Herzogs bei seiner Gattin als „sündhaft" erklärt und ihm den schleunigen Bruch zur „Gewissenspflicht" macht.

So verlobte sich der Herzog von Morutzkow mit Adele Fargeix. Seine rechtmäßige Frau schrieb in höchster Angst an ihren Vater, und bereits nach wenigen Tagen kam ihr Bruder nach Bordeaux, um seinen Schwager zur Rechenschaft zu ziehen: „Wirst du diesmal uns verraten, wie du seinerzeit Rußland verraten hast?" Morutzkow antwortete hohnlächelnd, es stehe ihm frei, sowohl mit seinem undankbaren Vaterland, als auch mit einer lästigen Mätresse zu brechen. Der junge Radwoski entfernte sich, seine Rache für einen günstigeren Augenblick aufsparend. Nach wenigen Wochen sollte die Hochzeit stattfinden, und zwar auf dem Landgut der Fargeix, Saint Alvere an der Dordogne. Der Festzug hatte sich eben geordnet, um sich in die Kirche zu begeben, als der Bräutigam das Bedürfnis verspürte, sein Bein fester zu schnallen. Er begab sich in eine Kammer, wo plötzlich sein Schwager Radwosky mit dem Browning im Anschlag vor ihm stand.

„Einen Augenblick noch laß ich dir, zwischen deiner Frau und Rußland einerseits, dem goldenen Hühnchen draußen und dem Verrat andererseits zu wählen: Entscheide dich und sieh her, welches der Ersatz ist."

„Du wirst es nicht wagen," antwortete kalt Morutzkow.

In demselben Augenblicke krachte ein Schuß. Die Hochzeitsgesellschaft stob auseinander, während der Mörder sich freiwillig der Polizei stellte. Der Prozeß mit reichlichem politischen Einschlag, hat soeben seinen Abschluß gefunden. Die Geschworenen sprachen Radwosky frei.



Kleine Rundschau-Ecke



* **Das bewegliche Fest.** Lehrer: „Nun gibt es auch sogenannte bewegliche Feste. Franz, kannst du mir ein solches Fest nennen, das Ihr auch jedes Jahr in der Familie feiert, aber nicht immer am gleichen Tage, wie Weihnachten?" — Schüler: „Die Kindstauf'".

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.